

*Mathilde Hain, Sprichwort und Volkssprache.* Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie . . . herausg. von Walther Mitzka. 95) Gießen 1951. (DM 8.-).

Wer sich auf das Gebiet der Volkssprache begibt, betritt – auch heute noch – Neuland; spärliche Spuren nur leiten ihn, wenige Gefährten gehen an seiner Seite. Im Unterschied zur Mundartforschung, namentlich auch der in Tübingen so fruchtbar entwickelten Lautgeographie, kann sich die volkskundlich-soziologische Sprachbetrachtung noch auf keine alte Schulerfahrung berufen, wenngleich auch die Ahnung langsam zu wachsen beginnt, daß in diesem Forschungsbereich Fragen gestellt werden, die sich nicht länger mehr zurückschieben lassen. Kann man sie aber schon wirklich scharf und klar benennen, methodisch fassen, ihrer so habhaft werden, daß aus vagem Phantasieren zuchtvolles Nachdenken wird über die Rede des Volkes, über den Sach- und Sinnzusammenhang, in dem diese – doch wohl aufschlußreichste – Äußerung grundsichtlichen Denkens und Fühlens steht?

Um so dankbarer ist daher das Buch von Mathilde Hain (Priv.-Doz. an der Univ. Frankfurt/M.) zu begrüßen, das in drei großen Kapiteln (I. Die Schichtung der Mundart in der Dorfgemeinschaft. II. Das Sprichwort im Sprachleben. III. Das Bild in der Volkssprache) damit ernst macht, dem Sprecher hinter der Sprache zu begegnen, ihre „Lebensbedingungen und Funktion“ aufzuzeigen, „sich dem ‚Weltbild‘ der Mundart“ zu „näher, das geographische und psychologische Methoden nicht zu erfassen vermögen“. Ganz aus der unmittelbaren Beobachtung heraus geschrieben, aus dem jahrelangen und vertrauten Umgang mit den Menschen einer Dorfgemeinschaft (in der nordöstlichen Wetterau) setzt diese reiche und reife Arbeit geduldig Stein um Stein, markiert die Richtung des Bemühens um die Volkssprache, führt den bedächtigen Leser zu Ergebnissen, die echt und ehrlich sind, weil sie aus der „konkreten Gesprächssituation“ erarbeitet und nicht dadurch gewonnen werden, daß ein paar Strukturformeln, dem lebendigen Sprachleben übergestülpt, von vornherein bäuerliche und bauernartige Aussage auf Begriffe festlegen und zurückstutzen, die viel zu grob sind, als daß sich mit ihrer Hilfe die feinen Bewegungen und reichgegliederten Äußerungen einer Sprachseele erkennen ließen. Der Umbruch der Zeiten und der Werte, heute auch im abgelegensten Winkel und Weiler spürbar, zeigt sich auch – und nicht zuletzt – in den tiefen Furchen, die das Feld der Sprache auflockern und durchschneiden. Ein Beispiel für viele: S. 96: „Im Wechsel der Generationen erfolgt zugleich der Ersatz des alten Bildgutes.“ „Wuu ess de Perner (wo ist der Pfarrer)?“ fragt neckend der Bursche, verstummt plötzlich das muntere Geplauder auf der Feierabendbank. „Es ist die traditionelle Frage, die zu ähnlichen Situationen in der Spinnstube gehört.“ Heißt es aber heute daneben oder auch schon an ihrer Statt: „Fünf Minuten Funkstille!“ (NB in der Hochsprache wiedergegeben und nicht in die Mundart übersetzt), so ist es mit Händen zu greifen, welcher Wandel sich hier vor unsren Ohren vollzieht, ohne daß nun freilich gleich gefolgert werden dürfte, die Überlieferung sei schon fast bis auf den letzten Rest aufgezehrt. Eben darin liegt ja die Bedeutung des Bindestrichs „volkskundlich-soziologisch“, daß das Ineinander der neuen Antriebe und der Treue zur Tradition gesehen wird; zumal die Volkssprache stellt einen Prozeß dar, der ohne Kenntnis seiner Vorgeschichte schlechterdings unverständlich bleibt.

Von welcher Sonderfrage Mathilde Hain auch immer ausgeht, von der Trachtenforschung – hoffentlich wird

„das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes“ wieder aufgelegt! – oder vom Sprichwort, hier und dort versteht sie es meisterhaft, ihre Leser durch die verschiedensten Bezirke des Dorfkosmos zu führen, die Lebensganzheit nachfühlen zu lassen, in die harte Alltagsarbeit nicht minder fest eingebunden ist als Scherz und Spiel oder auch die besinnliche Stunde in der sonntäglichen Stube. Alles hat seinen Ort, seine Ordnung, seinen Bezug. Das darf man freilich nicht dahin mißverstehen, als ob es sich nun beim Bild, beim Sprichwort, ja selbst bei der Formel um starre Größen handelte, die sich – so wurde es schon versucht – als „Ersparung eigener Denktätigkeit“ deuten lassen. Sie empfangen ihren Reiz, ihre Kraft, ihre Wirkungsmöglichkeit aus dem Hier und Jetzt. Aber dieses Hier und Jetzt setzt immer zugleich auch das Einst voraus, das – vornehmlich dem erfahrenen Alter – zum Maß der Dinge wird.

Und so ist es denn gewiß nicht zuviel gesagt, wenn diesem Buche nachgerühmt wird, es mache mit den Wesenszügen, den Gesetzmäßigkeiten, dem Charakter der Volkssprache überhaupt bekannt. Gerade weil Vf. den schlichten Weg einer Dorfuntersuchung gewählt hat, auf keiner Seite das volkskundliche Anliegen vergißt, vermag sie Einsichten zu schenken, die, über bloße Schreibtischkonstruktionen hinausführend, im besonderen das Allgemeinere aufleuchten lassen. Die schwäbische Volkskunde aber kann ihr nicht besser danken, als wenn auch sie auf dem gediegenen Unterbau der Mundartforschung sich an die Volkssprache heranwagt, zumal da es ja auch in Württemberg nicht an tüchtigen Vorarbeiten – erwähnt sei allein Karl Häfners „Heimatsprache“ – fehlt, sich auf Schritt und Tritt die Gelegenheit bietet, die Probe aufs Exempel zu machen.

Dieter Narr

*Ilse Ostermayer-Schaller, Der Bildhauer Walter Ostermayer.* Versuch einer Darstellung seines Wesens. Metzler Stuttgart 1948. 22 Seiten, 32 Tafeln, geb. DM 12.50.

Das Wesen dieses bedeutenden schwäbischen Bildhauers ist wohl niemand eher zu schildern berufen als seine Gattin. Mit 44 Jahren hat er sein hoffnungsvolles Leben im Kriege geopfert, nachdem er bereits zahlreiche unvergängliche Werke geschaffen hatte. Ostermayer gab sich restlos seinem künstlerischen Schaffen hin, ohne sich um äußere Erfolge oder Mißerfolge zu kümmern. Billige Effekte oder Zugeständnisse an irgendeine zeitbedingte Mode gibt es in seinen Werken nicht. Er schnitzt, modelliert, zeichnet; aber sein eigentliches Schaffen geschieht mit dem Meisel, der nicht ruht, bis er aus dem Stein die Gestalt geformt hat, die dem Künstler vorschwebte, und die er in den Stein hineindachte. Er arbeitet „gerne für sich drauf los in den Block hinein“. Gestaltet hat Ostermayer fast nur den Menschen, obwohl er ein großer Tierfreund war. Aber selbst in seinen Porträtbüsten ist er nicht Naturalist. Wesentlich ist ihm die „Echtheit des seelischen Ausdrucks“. Ostermayer durchläuft mehrere Entwicklungsstufen. Seine Jugendwerke sind sehr bewegt, gedankenreich und sprechend. Dann wird er in der Form streng und fast abstrakt, wie die Ägypter. Das Ruhen, Sitzen, Stehen, Tragen, Schreiten als solches wird in klaren und strengen Formen dargestellt. Man spürt die „Macht des Gesteins“, mit der der Künstler in aller Leidenschaft gerungen hat. – Zu seelisch-religiösem Ausdruck gaben ihm Bauplastiken an der Martinskirche in Oberlenningen Gelegenheit. Ein „Michael“ und ein „Sankt Martin“ am Portal, zwei Köpfe „Tag und Nacht“ sind Werke von bleibendem Wert, von überzeugender Sprache. Zur höchsten Vollendung geriet ihm eine lebensgroße Frauengestalt in Muschelkalk, die „Schauende“, sein letztes Werk, in dem er edelste Vergeistigung mit vollendeter Formstrenge, seelischen Ausdruck mit wahrer Schönheit zu vereinen wußte.

H. Schwenkel